

Vom Stamme der Riesen

Roman aus der Gegenwart von Philipp Weges.

(3. Fortsetzung.)

Wäre Frau Burmeister eine gute Beobachterin gewesen, so hätte sie doch bemerkt müssen, daß Labenburg nur Augen für Estella hatte, obgleich er sie geistlich nicht suchte. Estella selbst sich sozusagen von Hand zu Hand; daß einige Besucher, unter ihnen ein nicht mehr ganz junger amerikanischer Arzt, ihr mehr als auffällig den Hof machten, schien sie gar nicht zu bemerken. Ihre Zeit war ausgefüllt durch Spiel und Körperpflege, durch die Niederstiege ihrer Eintritte und durch Toilettenfragen, denn diese spielen an Bord der großen Dampfer für Damen von Welt eine geringe Rolle. Nur wenn ihr Herz voll war von der Schönheit der Natur oder wenn ernste und tiefere Fragen ihren Sinn bewegten, so es sie zu dem Offizier, und sie hatte dann das Gefühl, als ob in der ganzen Menge kein einziger sei, dem sie sich so rüchthaltig anvertrauen dürfe.

Am Morgen, nachdem man an der Küste von Sumatra vorbeigekifft war, fand sich auf dem Vordersteck auf einem schattigen Plätzchen eine kleine Gesellschaft zusammen, die dieses Ereignis besprach. Estella bildete den Mittelpunkt, der amerikanische Arzt, der ihr schon den ganzen Morgen gefolgt war, hatte sich neben ihr niedergelassen, den Oberleutnant hatte Estella selbst angerufen, als er vorüberfuhr, und ihm, dem schonen Mann, war unfehlbar Madame Burmeister gefolgt, die ihren Mann im Schlepptau mit sich führte. Dagegen Labenburg sich durch keine Miene verriet, aber er doch längs bemerkte, daß der Arzt sich ernstlich um Estella bewahrte, und daß alle Ziele galt.

„Wie wunderbar!“, sagte Estella, „war der Anblick der draufenden Vegetation — einen andern Ausdruck kann ich nicht finden — auf dem Gipfel von Sumatra, den wir hier zu sehen bekommen haben. Ein solches Dichtdick von Bäumen, Büschen und Blumen gab es kaum in der Umgegend von Singapur.“

Der Arzt verstand zwar etwas Deutsch, sprach aber nur Englisch. Estella war das Englische so geläufig wie ihre Muttersprache. „Diese Länder“, meinte der Arzt, „sind nicht nach meinem Geschmack. O Fräulein Estella, Sie müßten einmal in meine Heimat kommen, nach Kalifornien, da werden Sie sehen, daß die Tropen bei weitem nicht das Schöne sind. Bei uns ist es ewiger Frühling. In San Francisco zum Beispiel wechelt die Temperatur während des ganzen Jahres so wenig, daß man immer in den gleichen Kleidern geht, um Weisnächten im leichtesten Sommeranzug, genau wie im Juli.“

Frau Burmeister, die genug Englisch verstand, um einem Gespräch folgen zu können, schlug eine beinahe zweideutige Rede auf. „Ach“, rief sie, „das ist ja langweilig, damit können Sie Fräulein Martens nicht reizen. Ich hab' nun auch schon so manches gesehen, muß aber doch sagen, in Hamburg ist es am schönsten, nicht wahr, Estella? Die Winter mit dem Uhlendorfer Frühhauch und dem Blaueneis mit dem Süßberg und der Segelgatten und das Verbot und denn die molken Regentage, wenn man so schön zu Hause sitzt und noch Fenster rauszieht — nee — Herr Doktor, so was haben Sie in Kalifornien nicht, nicht wahr, Estella?“

Estella pflichtete lächelnd bei und wechselte einen verfeindeten Blick mit dem Oberleutnant, der sich aus einem leisen Lächeln nicht erheben konnte. „Sagen Sie mal“, wandte sich Frau Burmeister auf einmal, als ob ihr etwas ganz Wichtiges einfiel, an den Amerikaner, hier an Bord geht ja ein tomsischer Gesicht um. Die Leute sagen, Sie seien nicht bloß Millionär, sondern geradezu der reichste Doktor der Erde.“

Estella und der Oberleutnant und selbst der kleine Herr Burmeister schienen über diese indistrete Frage emsig zu sein, der Amerikaner lachte aber nur geschmeichelt und erwiderte, mehr gegen Estella als gegen die Frau Burmeister: „Das Gesicht hat übertrieben, aber es ist doch etwas Wahres an der Sache. Ich habe, wie ich annehmen darf, einmal das höchste Honorar erhalten, das jemals an einen Arzt bezahlt wurde.“

„Dahinter steht gewiß ein Abenteuer“, rief Estella. „Bitte, erzählen Sie.“

Und der Arzt erzählte: „Als ich noch jung war, ein Anfänger in meinem Fach, wartete ich nicht wie die europäischen Ärzte zu tun pflegen, im Hause auf Patienten, sondern ich zog hinaus und suchte sie mir. Zu Pferde durchstriefte ich damals die Goldfelderlager in Colorado, und wenn ich einen Kranken fand in diesen Gegenden, wo es damals weit und breit keine Ärzte gab, war ich hochwillkommen. Die Bezahlung war nicht glänzend, zweiten erhielt ich nur Lebensmittel als Honorar, manchmal aber auch ein Beutelchen mit Goldbarren. Eines Tages botte mich ein junger Goldsucher ein, dessen Frau, an der er mit abgöttischer

Rede hing, mit dem Tode rang. Sie hatte sich eine in jener Gegend seltene Halskrankheit zugezogen, der Entzündung drohte ihr, und nur ein Eingriff auf Tod und Leben gab entfernte Aussicht auf Rettung. Trotz meiner beschränkten Instrumente und Heilmittel, wagte ich den Schnitt und hatte Glück. Die Frau genas. Da die Leute in einer rohen Blodhütte wohnten, ohne jeden Komfort, hatte ich mir keine Hoffnung auf irgendein Honorar gemacht und war nicht im geringsten erschaut, als der Mann mir erklärte, Geld habe er nicht. Seine Dankbarkeit ging aber demmaßen mit ihm durch, daß er darauf bestand, mich mit einem Teile dessen zu begablen, was er sein eigen nannte, nämlich einen „Claim“ auf Ländereien, die Goldadern enthalten sollten. Er hatte sich diesen „Claim“ oder dieses gesetzliche Eigentumsrecht von der Regierung erworben und trennte nun ein Stück des Gebietes für mich ab, das sofort auf der nächsten Bürgermeisterei auf meinen Namen übertragen wurde. So besaß ich, zog ich ab. Erst zwei Jahre später begann ich zu Graben und ein wahrer Goldstrom floß in meine Hände. Meine Minen in Colorado, die mit ein paar Goldgräber geschenkt, haben mir im Laufe der Jahre mehr als fünf Millionen Dollars eingebracht und werden noch jährlich viele Tausende abgeben.“

Die Gesellschaft schwieg erstauht und ergriffen. Nur Frau Burmeister, stets nur von einem Gedanken beherbergt, ergriff das Nächstliegende. „Donnerwetter, da sind Sie ja aber eine glänzende Partie. Sie sind doch gewiß schon über vierzig Jahre. Wie kommt es, daß Sie nicht geheiratet haben?“

„Ich hatte noch nicht die Nichtigkeit gefunden“, sagte der Amerikaner und blickte Estella an.

Wid und Meinung schien sie nicht zu bemerken. „Das ist eine ganz mährchenhafte Geschichte“, sagte sie, „jedemfalls recht amerikanisch. Durch Ihren Reichtum ist Ihnen jetzt die ganze Welt erschlossen. Sie können, wenn Sie wollen, ganz anders gehen als andere Sterbliche. Wenn es Ihnen einfällt, können Sie mit einem eigenen Dampfschiff um die Welt reisen, Sie können sich Luftschiffe bauen lassen, in Extrazügen die Kontinente durchqueren.“

„Aber das alles ist ja gar nicht nötig“, lachte der Arzt. „Wir haben es jetzt so weit gebracht, daß man auch mit geringen Mitteln die ganze Welt sehen kann.“

„Könnten unsere Großeltern noch einmal aufstehen, sie müßten an Jauerei und Zueufspat glauben“, sagte Estella. „Wir fahren in Luftschiffen durch den Wetter, in Unterseebooten, viel größerartig, als Zulets Verne sie sich erträumte, unter dem Meere hin, wie messen und wiegen Sonnen und Planeten, die Schiffe auf dem Meere fluchen auf weite Entfernungen durch die Luft miteinander, die ganze Welt ist eine Freiheit geworden; es ist doch etwas Herrliches um unsre Kultur.“

„Nur schade“, warf der Offizier ein, „daß dieses herrliche Gebäude auf ionischen Säulen steht. Die Kultur des Gemüts hat mit jener Kultur, die die Technik uns beschert hat, nicht gleichen Schritt gehalten, und der Weltkultur, der uns immer gleich einem Damocles'scher Schwert bedroht, kann diese ganze Kultur umfliegen und in Barbarei verkehren.“

Der Arzt neigte überlegen ab. „Das ist die Ansicht eines Soldaten. Aber sie ist falsch. Unse modernen Waffen machen den Krieg unmöglich. Alle Regierungen wissen, daß jeder Krieg in ein furchtbares Völkermorden ausarten würde.“

„Das ist die Ansicht der Schwärmer“, sagte der Offizier hart. „Glauben Sie sich hier draußen so gründlich umgehört, wie ich es getan habe, so würden Sie wissen, daß man den Krieg geradezu erwartet.“

Der Arzt gab nicht nach. „Geben Sie!“, rief er. „Und sollten Unruhen wieder wirklich anfangen — da ist Amerika, ihnen den Frieden zu gebieten.“

Der Offizier lächelte. „Nehmen Sie es mir nicht übel, mein verehrter Herr Doktor, Sie überläuten, wie die meisten Ihrer Landsleute, die Macht der Vereinigten Staaten. Eine Macht, die über Krieg und Frieden entscheiden will, muß sich auf ein hartes Heer und auf eine mehrbesessene Flotte stützen können. Beides ist nicht vorhanden. Mit Ermahnungen wird nichts erreicht, und die Philosophie widerspricht geradezu dem Friedensgedanken.“

Der kleine Herr Burmeister, dem für keine Tagespflicht zu hangen anfang, sagte gepönnert: „Wieso?“

Der Offizier fuhr, ohne den Frageer zu beachten, wie im Selbstgespräch fort: „Sehen Sie sich um. Die ganze Welt ist dem Ewigkeit her auf Kampf eingestellt. Wälden Sie nur zurück in die Geschichte der Menschheit; niemals ist ein halbes Jahrhundert ohne kriegerische Beweidlungen vergangen. Kultur, Zivilisation und Barbarei, die nebeneinander auf der Erde ihre Plätze haben, bescheiden einander. Kulturvölker müssen Geiseln bei Fuß, bis in die Zähne bewaffnet dahelfen, um nicht von barbarischen Nationen überannt und vernichtet zu werden. So war es schon

zur Zeit der alten Griechen und Römer. Jetzt, nachdem die Welt vollends entdeckt ist, sehen wir erst, ein wie kleiner Teil der Menschheit sich der höheren Kultur erschlossen hat, und auch das nur äußerlich. Es gibt noch Millionen von Wilden, ja, von Menschenfressern; Hunderte von Nationen ungebildeter Wilder in Asien und Afrika, die alle hinausstreben über ihre Grenzen. Wo uns Frieden zu sein scheint, im Reich der Pflanzen, gerade dort herrscht der grausamste Vernichtungskampf aller gegen alle. Wer durch den Unwoll gewandert ist, wo die Gewächse unter der strotzenden Sonne einander Luft und Licht streitig machen und sich gegenseitig erdrücken, versteht mich. Das Tierreich erhält sich nur dadurch, daß ein Tier das andere verzehrt. Und zum Tierreich gehört schließlich der Mensch mit allen seinen Sinfinten. Wälden wir nicht selbst täglich viele Tausende unserer Mitgeschöpfe, um unser eigenes Leben zu fristen? Man darf vor der Wahrheit, daß diese schöne Erde auf den ewigen Kampf eingestellt ist, nicht die Augen verschließen. Warum sich's so verhält, wissen wir nicht, denn in die höhere Ordnung der Dinge haben wir keinen Einblick.“

„Es ist etwas Wahres in allem, was Sie sagen“, sprach Estella, „aber darin daß doch wohl unser Amerika recht, daß wir keinen Krieg zu fürchten brauchen.“

Der Offizier schüttelte den Kopf. „Sie irren. Er kann uns näher sein, als wir ahnen.“

„Und wer sollte uns bedrohen?“

„Wer anders als England? Nur in den Mutterländern gehen die Leute mit geschlossenen Augen umher, hier draußen, rings umher durch die Kolonien, welcher Nation sie auch angehören mögen, wartet man ja geradezu auf den großen, unausbleiblichen Entscheidungskampf zwischen Deutschland und dem anmaßenden, herausfordernden England.“

Estella bekam, als sei sie persönlich angegriffen, einen dunkelroten Kopf. „Wann hätte England sich anmaßend oder herausfordernd gegen Deutschland benommen?“

„Wann hätte es das nicht? Wer's nicht während des Marokkostreitens, als England recht vor der Nase Deutschlands die französischen Grenzfestungen durch seinen General Frensch inspizieren ließ? Und war's nicht vor zwei Jahren, um 1912, während des Balkanreitens, bißt am Losbroggen? Je eher Deutschland den so oft und frech hingeworfenen Fehdehandschuh aufnimmt, desto besser.“

Die Räte im Gesicht Estellas war einer Blässe gewichen. „Sie hassen England?“, fragte sie.

Der Offizier zögerte, erwiderte dann aber ruhig: „Ja, ich hasse dieses England, aber nicht nur seiner anmaßenden Haltung wegen, sondern auch wegen der falschen Kultur, die es auf der Erde verbreitet. Wohin es seine Leute schickt, bringt sie ihre Heuchelei und ihre Langeweile mit, die alle Kunst und alle Wissenschaft und alle echte Fröhlichkeit totschlagen. Ich bin in den meisten englischen Kolonien gewesen, auch in den Pflanzenländern Neuseeland und Australien. Dergewalt, was ist aus diesen Paradiesen gemacht worden! Traktanden, Sport und Stiehbierhallen nennt sich diese Kultur. Vor Langeweile ergeben sich sogar die Frauen dem Trunk. Genau davon, ich fühle, daß ich bei diesem Thema nicht kühl bleiben kann.“

„Doch“, sagte Estella, „nun werden Sie auch mich hassen. Ich bin die Tochter einer Engländerin.“

Da hüllte sich das Gesicht des Offiziers auf und er sah das Mädchen freundlich, fast mit Zärtlichkeit an. „Auch unser Kaiser ist der Sohn einer Engländerin, aber sollte es wohl einen herrlicheren deutschen Mann geben, als ihn? Auch Sie, Fräulein Martens, sind ein echtes deutsches Mädchen und fühlen deutsch, das weiß ich, wälden Lande Ihre Mutter auch entlammen mag.“

Estella reichte dem Oberleutnant die Hand, die dieser fest drückte. „Schließen wir also Frieden“, sagte Estella lächelnd, „wenn Sie recht hätten und England gegen Deutschland aufkämde, dann sollen Sie mich auf meinem Plage sehen.“

„So ist es recht“, brach Frau Burmeister ein, „Rinder, vertragt euch! Für die Engländer sind wir noch lange nicht bange. Und was die Frau Konul ist, das weiß ich, daß sie eine gute deutsche Frau geworden, die ihre Kinder eine gute deutsche Erziehung gegeben hat. Bloß, Estella, das können Sie nicht leugnen, die Engländer haben Sie nicht gern gemacht und eine englische Jofe haben Sie auch. Sagen Sie's man, wenn's nicht wahr ist.“

Estella aber hatte keine Zeit mehr, das Schredliche einzugehen, denn die Trompete blies zum zweiten Frühstück und die Gesellschaft hob auseinander, um sich für den Gang vorzubereiten.

6. Kapitel.

Unten, in den unendlichen langen Gängen des Schiffes, wo zur die Ratten lagen, hörte man abends nicht weiter als das Schillern und dumpe Stampfen der Wa-

schinen. Jetzt drang über dieses Geräusch, an das jedes Ohr sich bald gewöhnt, noch das leise Klirren von Metall heran. Oben, auf Deck, musizierte man. An den Kreuzwegen der Korridore, wo der Schall von oben etwas lauter niederströmte, standen Steuermars und Bediente beiderlei Geschlechts und horchten. Nicht weit von einem dieser Kreuzpunkte lag der Eingang zur Luxustabine Estellas. Hier stand, an den Posten gelehnt, ein schlantes, hochaufgeschossenes Mädchen und unterhielt sich mit einem Burfchen, der eine gestreifte Drillschleife trug. Der junge Mensch überragte das Mädchen fast noch um einen Kopf, er hatte ein hübsches, männlich offenes Gesicht, das ein kleiner brauner Schnurrbart zierete. Mit einem Liebesgeplänkel schienen die beiden aber gerade nicht beschäftigt zu sein, denn die leise Auseinanderberührung hatte einen nicht weniger als frieblichen Charakter.

„Aee, wissen Sie“, sagte der Burfche, „da lassen Sie sich Fräulein man leere Hoffnungen machen, der denkt gar nicht an Heiraten, un wenn er wollte, hätte er ein Duzend Mädchen an jedem Finger. Da muß mal 'ne Frau finden, so wat kommen, unter dem tut der's nicht.“

Das Mädchen lachte hellauf. „Meinwürdig“, rief sie, „was ihr Deutsch für Begriffe hat! Ihre Sprache war durch einen starken englischen Akzent eigentümlich gefärbt, doch erlitt der Fluß ihrer Rede keine Einbuße. Mein Fräulein stammt aus einer vornehmen Hamburger, wie sagt man, hanseatischen Familie, das ist viel mehr als Grafen und Lords. Die wäre viel zu stolz, um einen Adligen zu heiraten.“

„Mein Herr ist ja auch nicht adlig“, sagte der Burfche, „den würde sie schon nehmen. Und reich ist er, davon haben Sie gar keinen Begriff.“

„Nennen Sie denn seine Verhältnisse so genau?“

„Na, da können Sie Gift drauf nehmen. Ich bin ja mit ihm zusammen aufgewachsen. Sein Vater ist Landrat und hat ein Rittergut in der Mark. Als Jungens haben wir immer zusammen gespielt. Und nachher, wie er diente, wollte er teener andern um sich haben wie mich. Ich bin nicht so'n Burfche vom Militär, nee, nee, ich bin sein Leibdiener und hab' die ganze Welt mit ihm bereist. Ganz drüben waren wir bei den Menschengressern im Bismarck-Archipel, wenn Sie 'ne Ahnung haben, wo der liegt.“

Das junge Mädchen lächelte. „Doch, auf der Landkarte wissen ich ganz gut Gesehid.“

„Meerhaupt — mein Herr, der ist 'n Mann. Der ist nicht bloß 'n Offizier, der sich gemoshen hat, 'n Gelehrter ist er, müssen Sie wissen.“

„Sie lieben wohl Ihren Herrn sehr, Herr... ich weiß noch gar nicht einmal Ihren Namen.“

Der Burfche machte eine leichte Verbeugung. „Ich heiße Friedrich Florfchig, aber meine juten Freundinnen“, rief zwinkerte er mit den Augen, „nennen mir Fritz. Wie Sie heißen, weiß ich, Fräulein rufte Sie ja immer Ellen — ein tomsischer Name.“

„Das ist ein englischer Name“, sagte das Mädchen, zog ein Täschchen hervor und überreichte dem jungen Mann eine Visitenkarte.

Herr Florfchig las: „Ellen Walter.“

„Sie sprechen es falsch aus“, lachte die Engländerin, „ich heiße Walter.“

„Aee, nee“, wehrte der Burfche ab, „lassen Sie mir man ruhig Walter sagen oder, wenn's Ihnen recht ist, noch lieber Fräulein Ellen. Sie glauben nicht, wie mein Herr die Engländerinnen haßt.“

„Die Engländer vielleicht, aber die Engländerinnen gewiß nicht“, sagte das Mädchen schnippisch.

„Wenn sie hübsch sind, wie Sie, dann können Sie recht haben.“

„Ach, jetzt werden der Herr Friedrich galant. Es ist wohl nicht ernst gemeint.“

„Doch“, erwiderte der galante Friedrich und steckte sich ganz rot an, „ich mag Sie eigentlich furchtbar gern haben.“

Die Engländerin lenkte ab. „Hören Sie mal, wie die Musik herunterklingt. Wollen wir nicht mal oben an die Tür gehen und einen Blick hinauswerfen?“

Und einträchtig, nachdem das Gespräch eine so angenehme Wendung genommen hatte, begaben sich die beiden über den langen Korridor nach einer Nebentreppe, die sie erklimmen, um besterhens hinauszufahren.

Das Verbot war nicht wieder zu erkennen. Fallabend an Bord. Das Promenadendek war ein Salon. Durchs Leinwand war das ganze Mittelsteck auf der Seite in Lee gegen die See hin abgeschlossen, und diese künstliche Wand war mit den Fäbnen aller Nationen verziert. Die Pflanzen waren schneeweiß gezeichnet und mit Wachs gebohrt. Man hätte gar nicht mehr den Eindruck, sich auf See zu befinden.

Der improvisierte Salon war durch viele elektrische Kuppeln hellgelb erleuchtet. Die Gesellschaft schien aus irgendeinem Kurshotel der Welt durch Rauber hierher verpflanzt zu sein. Die Damen strahlten in herrlichen Toiletten, das Geschniede glit-

terte. Es fehlte nicht an frischen Blumen. Sämtliche Herren waren im Frack oder Smoking erschienen. Gegen das Vordersteck, wo die aufgeregte Leinwand eine Art Tür bildete, hatte sich die Bordkapelle aufgestellt, aber sie war noch nicht in Tätigkeit getreten, denn die Passagiere benutzten zunächst einen Konzerlabend unter sich. Sogar ein großer Flügel war aufgestellt. Das Programm konnte nicht reichhaltiger sein. Ein deutscher Geiger von Ruf wartete mit einem Violinvortrag auf. Damen aus der Gesellschaft sangen, Herren rezitierten. Ein amerikanischer Wanderredner trug so uflige Sachen vor, daß die Hörer sich vor Lachen schüttelten. Und wenn eine Pause eintrat, so daß die Sinne der Festteilnehmer nicht mehr gefesselt waren, hörte man das dumpe Brausen des Meeres und das Wachsen der Wogen an den Schiffsplanken wie einen fernem rhythmischen Gesang.

Ein wenig abseits vom Gebränge hatte sich Hans Labenburg niedergelassen und rauchte seine Zigarette. So ihm hatte sich Herr Burmeister gesetzt, der neuerdings, ohne dazu ermuntert zu werden, die Gesellschaft des Offiziers suchte. Das Gespräch über Krieg und Frieden ging ihm nicht aus dem Kopf, denn er überlegte schon, wie jäh er vor allen seinen schönen, neu geknüpften Verbindungen in den Tealändern abgeklippt werden könnte. „Ich kann das Gespräch von neuem noch nicht ernst nehmen, Herr Oberleutnant“, sagte er, „ich meine das Gespräch über einen drohenden Krieg.“

„Das brauchen Sie auch gar nicht, mein lieber Herr Burmeister“, erwiderte Labenburg. „Es ist ja möglich, daß der Frieden noch jahrelang andauert. Unsere Beziehungen zu England haben sich, wenigstens äußerlich, verbessert, es werden ja auch die größten Anstrengungen gemacht, Freundschaft und gegenseitiges Verständnis anzubahnen. Jedoch — der kluge Mann baut vor.“

„Das ist es eben“, sagte Herr Burmeister eifrig. „Was wird aus Hamburg im Falle eines Krieges mit England? Wir Hamburger können uns so etwas gar nicht vorstellen. Ich will nicht gerade sagen, daß Hamburg eine englische Stadt ist, denn das wäre lächerlich, aber der englische Einfluß ist doch groß. Der Londoner Geldmarkt nimmt bei uns eine gebietende Stellung ein, die Handelsbeziehungen mit England sind außerordentlich vielverzweigt, und außerdem gibt es eine Unmenge von Familienbeziehungen. Nehmen Sie zum Beispiel mal den Vater von Fräulein Martens. Des Konfjuls großes Geschäft beruht auf der Verbindung mit England und mit englischen Kolonien. Der wäre doch total aufgeschmissen.“

„Nach dem einzelnen wird leider wenig gefragt“, sagte der Offizier.

„Ich bin über Hamburger Verhältnisse so ziemlich orientiert“, fuhr Herr Burmeister, seine Stimme etwas senkend, fort, „und mit dem Konful, wissen Sie, steht es, glaube ich, nicht mehr so glänzend, wie vor fünf Jahren. Das Unternehmen in Raskutta, das der Bruder führte, soll dem Konful eine halbe Million gekostet haben. Auf den Platz hätte der sonst so unflichtige Konful nicht den richtigen Mann gestellt.“

„Viehr Herr Burmeister“, wehrte der Oberleutnant ab, „ich kenne den Konful gar nicht.“

Herr Burmeister machte große Augen. „Wie? Sie kennen den Konful gar nicht? Ich dachte, Sie seien mindestens ein sehr guter Bekannter des Hauses, weil Sie sich des Fräuleins Estella so befort annehmen.“

„Sie ist auch mein Schilling, aber erst von Hongkong her, wo sie mit dem Herrn Krüger anvertraut wurde. Und der ist in der Tat ein alter Freund der Familie Martens.“

Ein allgemeines Kluden der Stühle begann, und Herr Burmeister mußte das für ihn so fessende Gespräch abbrechen. Der Oberleutnant zog sich auf einen noch verdorrten Platz als summer Beobachter zurück.

Das Konzer war zu Ende. Die Gesellschaft rüstete sich zum Ball. Bald klangen die Töne der Kapelle über das Verbot hin, und emsige Tänzer und Tänzerinnen traten in den Kreis. Estella ging von Hand zu Hand, aber am häufigsten erschien an ihrer Seite der amerikanische Arzt, der, obwohl er über die erste Jugend längst hinaus war, zu den unermüdlichsten Tänzern gehörte. Sie suchte häufig mit ihren Blicken die ganze Gesellschaft ab, aber der, den sie suchte, tauchte nicht auf. Frau Burmeister, die sich in einem unmöglichen grünen Kleide von besonders süßen Tänzern herumfahnen ließ, sah ihre Hoffnung auf ein Techtelmedel zwischen dem schönen Offizier und Estella schwinden. In der Annäherung des Arztes sah sie keine Gefahr, der war ja viel zu alt für die zu Hause stets von Freieren umschwärmte Estella. Sie glaubte zu wissen, daß auch jene nicht die geringste Aussicht auf Erfolg hätten, denn der Stadtmusik hatte es ihr längt zugetragen, daß der Auserwählte schon vorhanden sei. Als Estella einen Augenblick allein stand und dem Treiben zusah, konnte es sich Frau Burmeister nicht versagen, sich zu ihr zu stellen,

um ihr einen kleinen scherzhaften Blick zu werfen.

„Der amerikanische Doktor macht Ihnen ja auf Deutsholen den Hof, liebe Estella“, sagte sie und drohte schelmisch mit dem Finger, „wenn das Karl Kramer sehen könnte, der würde gewiß eifersüchtig werden.“

Ganz unbefangen sah Estella die Sprecherin an. „Warum denn gerade Karl Kramer? Der Jugendfreund, der mir beinahe wie ein Bruder ist, hat doch nicht mehr Rechte auf mich als irgendein anderer.“

„Na, man weiß, was man weiß“, lachte Frau Burmeister. „Wo ist aber der Schmeichler, der läßt sich ja den ganzen Abend nicht blicken.“

„Ich weiß es nicht“, sagte Estella kurz und wandte sich ab.

Blicklich kam es über sie wie das Bewußtsein eines begangenen Unrechts. Eine seltsame Unruhe ergriff ihr Herz. Sie fühlte auf einmal, zum ersten Male, eine bestimmte Sehnsucht, sich dem neuen Freunde zu nähern, in seine ruhigen, starken Augen zu schauen und seine Stimme zu hören. Das nichts sagende Gerede des Amerikaners, aus dem man stets die Schmeichelei und das Verlangen der Annäherung heraushörte, wiederete sie jetzt an. Sie sehnte sich weit fort aus dem Kreise der im Grunde genommen gleichgültigen Menschen, die hier nach dem Takte der Musik umherprangen. Ein dunkles Verlangen nach Höherem und Tieferem ergriff sie, und es gewann Gehalt in der Bewusstheit des Freundes, der sich schon ferngehalten hatte und der in der Tat in das Tanzergnügen nicht paßte. Rasch durchschritt sie die Menge, und die Zellvorhänge fielen hinter ihr zusammen.

7. Kapitel.

Draußen lag die Tropennacht in all ihrem Glanz und ihrer Herrlichkeit. Je weiter Estella sich entfernte, desto leiser klangen die Töne, immer mehr wurden sie vom Rauschen der See verflungen, und schließlich lag der hell erleuchtete Saal hinter ihr wie ein Traum, rings umher aber im weiten Raum die Wirklichkeit. In wunderbarer Klarheit erstarrten die Sterne. Schräg aufwärts aus dem Meere tauchte das süßliche Kreuz. Im Zenit leuchtete der Orion gleich einem Geschniede auf dem dunkelschauen Saum des Nachthimmels. Der weite Himmelsdom war angefüllt mit einem Gespinnst aus stimmenden Lichtgebirnen. Groß und phantastisch bestanden die ragenden Masten des Schiffes vor dieser lichten, gläsernen Wand hin und her, und jedesmal ganzes großes Geschniede beruht auf der Verbindung mit England und mit englischen Kolonien. Der wäre doch total aufgeschmissen.“

„Nach dem einzelnen wird leider wenig gefragt“, sagte der Offizier.

„Ich bin über Hamburger Verhältnisse so ziemlich orientiert“, fuhr Herr Burmeister, seine Stimme etwas senkend, fort, „und mit dem Konful, wissen Sie, steht es, glaube ich, nicht mehr so glänzend, wie vor fünf Jahren. Das Unternehmen in Raskutta, das der Bruder führte, soll dem Konful eine halbe Million gekostet haben. Auf den Platz hätte der sonst so unflichtige Konful nicht den richtigen Mann gestellt.“

„Viehr Herr Burmeister“, wehrte der Oberleutnant ab, „ich kenne den Konful gar nicht.“

Herr Burmeister machte große Augen. „Wie? Sie kennen den Konful gar nicht? Ich dachte, Sie seien mindestens ein sehr guter Bekannter des Hauses, weil Sie sich des Fräuleins Estella so befort annehmen.“

„Sie ist auch mein Schilling, aber erst von Hongkong her, wo sie mit dem Herrn Krüger anvertraut wurde. Und der ist in der Tat ein alter Freund der Familie Martens.“

Ein allgemeines Kluden der Stühle begann, und Herr Burmeister mußte das für ihn so fessende Gespräch abbrechen. Der Oberleutnant zog sich auf einen noch verdorrten Platz als summer Beobachter zurück.

Das Konzer war zu Ende. Die Gesellschaft rüstete sich zum Ball. Bald klangen die Töne der Kapelle über das Verbot hin, und emsige Tänzer und Tänzerinnen traten in den Kreis. Estella ging von Hand zu Hand, aber am häufigsten erschien an ihrer Seite der amerikanische Arzt, der, obwohl er über die erste Jugend längst hinaus war, zu den unermüdlichsten Tänzern gehörte. Sie suchte häufig mit ihren Blicken die ganze Gesellschaft ab, aber der, den sie suchte, tauchte nicht auf. Frau Burmeister, die sich in einem unmöglichen grünen Kleide von besonders süßen Tänzern herumfahnen ließ, sah ihre Hoffnung auf ein Techtelmedel zwischen dem schönen Offizier und Estella schwinden. In der Annäherung des Arztes sah sie keine Gefahr, der war ja viel zu alt für die zu Hause stets von Freieren umschwärmte Estella. Sie glaubte zu wissen, daß auch jene nicht die geringste Aussicht auf Erfolg hätten, denn der Stadtmusik hatte es ihr längt zugetragen, daß der Auserwählte schon vorhanden sei. Als Estella einen Augenblick allein stand und dem Treiben zusah, konnte es sich Frau Burmeister nicht versagen, sich zu ihr zu stellen,

um ihr einen kleinen scherzhaften Blick zu werfen.

„Der amerikanische Doktor macht Ihnen ja auf Deutsholen den Hof, liebe Estella“, sagte sie und drohte schelmisch mit dem Finger, „wenn das Karl Kramer sehen könnte, der würde gewiß eifersüchtig werden.“

Ganz unbefangen sah Estella die Sprecherin an. „Warum denn gerade Karl Kramer? Der Jugendfreund, der mir beinahe wie ein Bruder ist, hat doch nicht mehr Rechte auf mich als irgendein anderer.“

„Na, man weiß, was man weiß“, lachte Frau Burmeister. „Wo ist aber der Schmeichler, der läßt sich ja den ganzen Abend nicht blicken.“

„Ich weiß es nicht“, sagte Estella kurz und wandte sich ab.

Blicklich kam es über sie wie das Bewußtsein eines begangenen Unrechts. Eine seltsame Unruhe ergriff ihr Herz. Sie fühlte auf einmal, zum ersten Male, eine bestimmte Sehnsucht, sich dem neuen Freunde zu nähern, in seine ruhigen, starken Augen zu schauen und seine Stimme zu hören. Das nichts sagende Gerede des Amerikaners, aus dem man stets die Schmeichelei und das Verlangen der Annäherung heraushörte, wiederete sie jetzt an. Sie sehnte sich weit fort aus dem Kreise der im Grunde genommen gleichgültigen Menschen, die hier nach dem Takte der Musik umherprangen. Ein dunkles Verlangen nach Höherem und Tieferem ergriff sie, und es gewann Gehalt in der Bewusstheit des Freundes, der sich schon ferngehalten hatte und der in der Tat in das Tanzergnügen nicht paßte. Rasch durchschritt sie die Menge, und die Zellvorhänge fielen hinter ihr zusammen.

„Nach dem einzelnen wird leider wenig gefragt“, sagte der Offizier.

„Ich bin über Hamburger Verhältnisse so ziemlich orientiert“, fuhr Herr Burmeister, seine Stimme etwas senkend, fort, „und mit dem Konful, wissen Sie, steht es, glaube ich, nicht mehr so glänzend, wie vor fünf Jahren. Das Unternehmen in Raskutta, das der Bruder führte, soll dem Konful eine halbe Million gekostet haben. Auf den Platz hätte der sonst so unflichtige Konful nicht den richtigen Mann gestellt.“

„Viehr Herr Burmeister“, wehrte der Oberleutnant ab, „ich kenne den Konful gar nicht.“

Herr Burmeister machte große Augen. „Wie? Sie kennen den Konful gar nicht? Ich dachte, Sie seien mindestens ein sehr guter Bekannter des Hauses, weil Sie sich des Fräuleins Estella so befort annehmen.“

„Sie ist auch mein Schilling, aber erst von Hongkong her, wo sie mit dem Herrn Krüger anvertraut wurde. Und der ist in der Tat ein alter Freund der Familie Martens.“

Ein allgemeines Kluden der Stühle begann, und Herr Burmeister mußte das für ihn so fessende Gespräch abbrechen. Der Oberleutnant zog sich auf einen noch verdorrten Platz als summer Beobachter zurück.

Das Konzer war zu Ende. Die Gesellschaft rüstete sich zum Ball. Bald klangen die Töne der Kapelle über das Verbot hin, und emsige Tänzer und Tänzerinnen traten in den Kreis. Estella ging von Hand zu Hand, aber am häufigsten erschien an ihrer Seite der amerikanische Arzt, der, obwohl er über die erste Jugend längst hinaus war, zu den unermüdlichsten Tänzern gehörte. Sie suchte häufig mit ihren Blicken die ganze Gesellschaft ab, aber der, den sie suchte, tauchte nicht auf. Frau Burmeister, die sich in einem unmöglichen grünen Kleide von besonders süßen Tänzern herumfahnen ließ, sah ihre Hoffnung auf ein Techtelmedel zwischen dem schönen Offizier und Estella schwinden. In der Annäherung des Arztes sah sie keine Gefahr, der war ja viel zu alt für die zu Hause stets von Freieren umschwärmte Estella. Sie glaubte zu wissen, daß auch jene nicht die geringste Aussicht auf Erfolg hätten, denn der Stadtmusik hatte es ihr längt zugetragen, daß der Auserwählte schon vorhanden sei. Als Estella einen Augenblick allein stand und dem Treiben zusah, konnte es sich Frau Burmeister nicht versagen, sich zu ihr zu stellen,

um ihr einen kleinen scherzhaften Blick zu werfen.

„Der amerikanische Doktor macht Ihnen ja auf Deutsholen den Hof, liebe Estella“, sagte sie und drohte schelmisch mit dem Finger, „wenn das Karl Kramer sehen könnte, der würde gewiß eifersüchtig werden.“

Ganz unbefangen sah Estella die Sprecherin an. „Warum denn gerade Karl Kramer? Der Jugendfreund, der mir beinahe wie ein Bruder ist, hat doch nicht mehr Rechte auf mich als irgendein anderer.“

„Na, man weiß, was man weiß“, lachte Frau Burmeister. „Wo ist aber der Schmeichler, der läßt sich ja den ganzen Abend nicht blicken.“

„Ich weiß es nicht“, sagte Estella kurz und wandte sich ab.

Blicklich kam es über sie wie das Bewußtsein eines begangenen Unrechts. Eine seltsame Unruhe ergriff ihr Herz. Sie fühlte auf einmal, zum ersten Male, eine bestimmte Sehnsucht, sich dem neuen Freunde zu nähern, in seine ruhigen, starken Augen zu schauen und seine Stimme zu hören. Das nichts sagende Gerede des Amerikaners, aus dem man stets die Schmeichelei und das Verlangen der Annäherung heraushörte, wiederete sie jetzt an. Sie sehnte sich weit fort aus dem Kreise der im Grunde genommen gleichgültigen Menschen, die hier nach dem Takte der Musik umherprangen. Ein dunkles Verlangen nach Höherem und Tieferem ergriff sie, und es gewann Gehalt in der Bewusstheit des Freundes, der sich schon ferngehalten hatte und der in der Tat in das Tanzergnügen nicht paßte. Rasch durchschritt sie die Menge, und die Zellvorhänge fielen hinter ihr zusammen.

„Nach dem einzelnen wird leider wenig gefragt“, sagte der Offizier.

„Ich bin über Hamburger Verhältnisse so ziemlich orientiert“, fuhr Herr Burmeister, seine Stimme etwas senkend, fort, „und mit dem Konful, wissen Sie, steht es, glaube ich, nicht mehr so glänzend, wie vor fünf Jahren. Das Unternehmen in Raskutta, das der Bruder führte, soll dem Konful eine halbe Million gekostet haben. Auf den Platz hätte der sonst so unflichtige Konful nicht den richtigen Mann gestellt.“

„Viehr Herr Burmeister“, wehrte der Oberleutnant ab, „ich kenne den Konful gar nicht.“

Herr Burmeister machte große Augen. „Wie? Sie kennen den Konful gar nicht? Ich dachte, Sie seien mindestens ein sehr guter Bekannter des Hauses, weil Sie sich des Fräuleins Estella so befort annehmen.“

„Sie ist auch mein Schilling, aber erst von Hongkong her, wo sie mit dem Herrn Krüger anvertraut wurde. Und der ist in der Tat ein alter Freund der Familie Martens.“

Ein allgemeines Kluden der Stühle begann, und Herr Burmeister mußte das für ihn so fessende Gespräch abbrechen. Der Oberleutnant zog sich auf einen noch verdorrten Platz als summer Beobachter zurück.

Das Konzer war zu Ende. Die Gesellschaft rüstete sich zum Ball. Bald klangen die Töne der Kapelle über das Verbot hin, und emsige Tänzer und Tänzerinnen traten in den Kreis. Estella ging von Hand zu Hand, aber am häufigsten erschien an ihrer Seite der amerikanische Arzt, der, obwohl er über die erste Jugend längst hinaus war, zu den unermüdlichsten Tänzern gehörte. Sie suchte häufig mit ihren Blicken die ganze Gesellschaft ab, aber der, den sie suchte, tauchte nicht auf. Frau Burmeister, die sich in einem unmöglichen grünen Kleide von besonders süßen Tänzern herumfahnen ließ, sah ihre Hoffnung auf ein Techtelmedel zwischen dem schönen Offizier und Estella schwinden. In der Annäherung des Arztes sah sie keine Gefahr, der war ja viel zu alt für die zu Hause stets von Freieren umschwärmte Estella. Sie glaubte zu wissen, daß auch jene nicht die geringste Aussicht auf Erfolg hätten, denn der Stadtmusik hatte es ihr längt zugetragen, daß der Auserwählte schon vorhanden sei. Als Estella einen Augenblick allein stand und dem Treiben zusah, konnte es sich Frau Burmeister nicht versagen, sich zu ihr zu stellen,

um ihr einen kleinen scherzhaften Blick zu werfen.

„Der amerikanische Doktor macht Ihnen ja auf Deutsholen den Hof, liebe Estella“, sagte sie und drohte schelmisch mit dem Finger, „wenn das Karl Kramer sehen könnte, der würde gewiß eifersüchtig werden.“

Ganz unbefangen sah Estella die Sprecherin an. „Warum denn gerade Karl Kramer? Der Jugendfreund, der mir beinahe wie ein Bruder ist, hat doch nicht mehr Rechte auf mich als irgendein anderer.“

„Na, man weiß, was man weiß“, lachte Frau Burmeister. „Wo ist aber der Schmeichler, der läßt sich ja den ganzen Abend nicht blicken.“

„Ich weiß es nicht“, sagte Estella kurz und wandte sich ab.

Blicklich kam es über sie wie das Bewußtsein eines begangenen Unrechts. Eine seltsame Unruhe ergriff ihr Herz. Sie fühlte auf einmal, zum ersten Male, eine bestimmte Sehnsucht, sich dem neuen Freunde zu nähern, in seine ruhigen, starken Augen zu schauen und seine Stimme zu hören. Das nichts sagende Gerede des Amerikaners, aus dem man stets die Schmeichelei und das Verlangen der Annäherung heraushörte, wiederete sie jetzt an. Sie sehnte sich weit fort aus dem Kreise der im Grunde genommen gleichgültigen Menschen, die hier nach dem Takte der Musik umherprangen. Ein dunkles Verlangen nach Höherem und Tieferem ergriff sie, und es gewann Gehalt in der Bewusstheit des Freundes, der sich schon ferngehalten hatte und der in der Tat in das Tanzergnügen nicht paßte. Rasch durchschritt sie die Menge, und die Zellvorhänge fielen hinter ihr zusammen.

„Nach dem einzelnen wird leider wenig gefragt“, sagte der Offizier.

„Ich bin über Hamburger Verhältnisse so ziemlich orientiert“, fuhr Herr Burmeister, seine Stimme etwas senkend, fort, „und mit dem Konful, wissen Sie, steht es, glaube ich, nicht mehr so glänzend, wie vor fünf Jahren. Das Unternehmen in Raskutta, das der Bruder führte, soll dem Konful eine halbe Million gekostet haben. Auf den Platz hätte der sonst so unflichtige Konful nicht den richtigen Mann gestellt.“

„Viehr Herr Burmeister“, wehrte der Oberleutnant ab, „ich kenne den Konful gar nicht.“

Herr Burmeister machte große Augen. „Wie? Sie kennen den Konful gar nicht? Ich dachte, Sie seien mindestens ein sehr guter Bekannter des Hauses, weil Sie sich des Fräuleins Estella so befort annehmen.“

„Sie ist auch mein Schilling, aber erst von Hongkong her, wo sie mit dem Herrn Krüger anvertraut wurde. Und der ist in der Tat ein alter Freund der Familie Martens.“

Ein allgemeines Kluden der Stühle begann, und Herr Burmeister mußte das für ihn so fessende Gespräch abbrechen. Der Oberleutnant zog sich auf einen noch verdorrten Platz als summer Beobachter zurück.

Das Konzer war zu Ende. Die Gesellschaft rüstete sich zum Ball. Bald klangen die Töne der Kapelle über das Verbot hin, und emsige Tänzer und Tänzerinnen traten in den Kreis. Estella ging von Hand zu Hand, aber am häufigsten erschien an ihrer Seite der amerikanische Arzt, der, obwohl er über die erste Jugend längst hinaus war, zu den unermüdlichsten Tänzern gehör